

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Gisela Bleibtreu-Ehrenberg
Vom Schmetterling zur Doppelaxt

Die Umwertung von Weiblichkeit in unserer Kultur

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Einleitung	7
I. Klima und Umwelt formen den Menschen	9
II. Die Puppe in der Puppe	13
III. Eine Weltanschauung zu Pferde	24
IV. Vom Schmetterling zur Doppelaxt	36
1. Siedlungen und Stadtstaaten nebst Umland im Alten Orient und auf dem Balkan: Weltmutterglaube, maternale Kultur	37
2. Eroberung und Überlagerung des Alten Orients durch semitische Hirtenkrieger: Patriarchalische Kultur, männlich bestimmtes Pantheon mit einem Götterkönig an der Spitze	40
Exkurs: Was geschah beim ›Sündenfall‹?	42
3. Vom Alten Orient geprägte Megalithkultur Alteuropas: Bauernland ohne Städte, Küstenschiffahrt, Wanenreligion	45
4. Überlagerung der Megalithkultur durch indogermanische Hirtenkrieger: Amalgamierung beider Kulturen zu ›Germanien‹	49
5. Indogermanische Wanderungen nach Osten: Der Ursprung des religiösen Dualismus	51

Exkurs: Der Zoroastrismus in seiner ursprünglichen Gestalt	53
V. Dualistisch bestimmte antike Geheimsekten und ihr Einfluß auf das Frühchristentum	57
Exkurs: Das Konstrukt der Erbsünde	61
VI. Das dualistische Welterklärungsmuster als Vehikel der ungleichen Bewertung von Mann und Frau in Antike und frühem Christentum	63
VII. Frauen und Sklaven: Minderwertig von Geburt an . . .	69
Exkurs: Bist du ein Mensch? Bist du ein Mann? . . .	74
VIII. Fortdauer des Antifeminismus im Christentum	79
IX. Verstärkung des christlichen Antifeminismus durch Ketzerprozesse und Hexeninquisition	88
X. Zur Säkularisation des ursprünglich religiös begründeten Antifeminismus	94
XI. Zusammenfassung und Ausblick	98
XII. Zum Weiterlesen	105

Einleitung

Alle Menschen gehören als Gattung zu den gruppenhaft lebenden Geschöpfen, was lebensgefährdende innerartliche Aggression von vornherein ausschließt. Mit anderen Worten: Hätten schon in der Vergangenheit unserer Spezies solch schwere Konflikte zwischen den Geschlechtern geherrscht wie während der letzten rund zweieinhalb Jahrtausende und noch gegenwärtig, dann wären wir niemals zu Menschen geworden, sondern längst vorher ausgestorben. Denn Wesen, die als einzelne Individuen im Vergleich zu den vielen Raubtieren, die ihnen nachstellen, derart schwach und hilflos sind wie wir, brauchen Deckung und Rückhalt von anderen der gleichen Art, um überleben zu können. Wir haben weder Klauen noch Reißzähne, noch genug Muskelkraft, um allein unseren großen ›Freßfeinden‹ erfolgreich Widerstand zu leisten, doch in der Gruppe gelingt es, wenn auch nie ohne selbstlose Opfer und Mut. In jener fernen Frühzeit, als unsere vormenschlichen Ahnen anfangen, in Trupps zu leben und sich bei Gefahr zusammenzuschließen und einander beizustehen, haben sie ein Verhalten entwickelt, das man ›soziale Intelligenz‹ nennt: Die Fähigkeit, mit Angehörigen der eigenen Gattung zusammenzuwirken, um das Gedeihen aller zu gewährleisten. Dies Potential haben wir auch jetzt noch, aber es erweist sich als nachhaltig gestört.

Im Rahmen unserer Überlegungen soll die Entwicklung, die zu dieser Störung geführt hat, nicht sozusagen weltweit dargestellt werden. Denn es ist gar nicht erforderlich, um nachvollziehen zu können, wie das Mißverhältnis auf der sozialen, religiösen und juristischen Ebene zwischen den Geschlechtern bei uns entstand, im Gegenteil, solch weltweite Deutungsversuche tragen fast stets das Scheitern schon in sich, weil sie generelle Ursachen vermuten oder unterstellen, wo statt jener regionale ausschlaggebend gewesen sind.

Andere Völker erleben ihr Dasein anders als wir und haben zur Bewältigung des Lebens andere Strategien entwickelt, deren Analyse als solche natürlich hochinteressant ist, zum Durchdringen unserer eigenen Probleme aber überhaupt nicht weiterführt. Deshalb wird im folgenden eine Einführung in die Lebensumstände der eurasisch-europäischen Frühzeit geboten: Aus ihr entsprang ja alles Spätere und nicht zuletzt die wechselnde Bewertung von Weiblichkeit und weiblicher Sexualität im allgemeinen Religions- und Kulturkontext des Abendlandes.

I. Klima und Umwelt formen den Menschen

Die Fähigkeit zu aggressivem Verhalten ist nicht identisch mit ständiger Angriffslust. Sie bedeutet vielmehr das Vermögen, sich bei Angriffen aktiv zur Wehr zu setzen, anstatt vor der Gefahr lediglich zu fliehen. Aggressionen hat der Mensch entwickelt, um sich und die Seinen davor zu schützen, gefressen zu werden. Deshalb gab es anfangs nur außerartliche Aggression: Menschen waren aller übrigen Menschen Freunde – was Krach bis zur Prügelei nicht ausschloß, wohl aber wirklich schwere Verletzungen. Obwohl es immer wieder behauptet wird, war der Fröhmann kein Kannibale; die ständig dafür angeführten angeblichen Beweise, daß man nämlich Belege für das Essen von Mark oder Hirn gefunden habe, zeigen vielmehr, daß solche Bräuche, die noch in der jüngeren Vergangenheit bei einigen Papuastämmen als Teil des Bestattungsritus vorkamen, ein höchst ehrwürdiges Alter besitzen.

Wir dürfen davon ausgehen, daß buchstäblich Jahrhunderttausende vergingen (die Entwicklung zum Menschen der Gegenwart wird auf rund eine Million Jahre geschätzt), bis das vordem nur außerartliche aggressive Verhalten, das bis zur Tötung des tierischen Feindes reichte, auch zwischen Menschen vorkam. So entstand der Krieg, aber er fand, und zwar ebenfalls viele Jahrtausende lang, allein zwischen Männern verschiedener Menschengruppen statt und verschonte die Frauen und Kinder der Feinde. Theoretisch gelten ja selbst heute noch Frauen und Kinder im Kriegsfall als unbeteiligte Opfer.

Die Expansion der außerartlichen Aggression hat mit Sicherheit damit zu tun, daß sich die Gesamtzahl von Menschen auf der Welt seit der Jüngeren Steinzeit stark vermehrt hat und seitdem ständig steigt; die Ressourcen, an die die Menschheit bis dahin angepaßt war, wurden zwar nicht überall knapper, aber auch regionale Knapp-

heiten genügten, um krieglerisch ausgetragene Konflikte zu entfa-
chen.

Und sowohl Beginn als auch Ende der letzten Eiszeit brachten weitreichende Veränderungen mit sich, die völlig neue Jagdtechniken nötig machten: Mit dem Klima wandelten sich sowohl Flora wie Fauna, und wer mit den neuen Verhältnissen nicht zurechtkam, überlebte nicht. Durch das Abschmelzen des Eises fiel für die Bewohner Eurasiens zudem ein gewaltiger Lebensraum weg, der vorher das Ausweichen vor konkurrierenden Jägergruppen ermöglicht hatte – das spätere Amerika, denn die Beringstraße wurde zu einem mit damaligen Mitteln kaum überwindbaren Hindernis. In Eurasien wuchs nun dichter Urwald, der im Norden in die unwirtliche Taiga überging. Ob noch Menschengruppen selbst während der Eiszeit in Eurasien geblieben sind, ist strittig; ohne Zweifel jagten aber einige an den Rändern der Eiswüste, da ihre Jagdmethoden auf das typische Eiszeitwild wie Mammuts und Wollnashörner spezialisiert waren. Während das Eis zurückwich, verschwand jedoch auch dies Wild, und in dem nun rasch aufwachsenden Wald war die Jagd mit dem Speer unzumekmäßig. Wer blieb, paßte sich an, bewahrte dabei viele der alten Lebens- und Traditionsformen und entwickelte gleichzeitig neue Methoden zum Überleben, z. B. die Jagd mit Pfeil und Bogen, die es vor und während der Eiszeit noch nicht gab.

Andere wandten sich nach Süden und trafen dort auf Menschen, die ihrerseits durch die Klimaveränderung in Afrika und dessen Randgebieten dem Regen folgend nordwärts gezogen waren. So entstanden in den Gebieten der heutigen Staaten Saudi-Arabien, Irak, Libanon, Syrien, der Türkei und dem Balkan bis zum Donauraum erste größere Ansiedlungen, wo man zunehmend nicht mehr nur von Wild und Sammelerträgen lebte, sondern von zielvoll angebauntem Getreide. Die Felder wurden gemeinsam bestellt, und wir haben Hinweise darauf, daß sie nicht in Privat-hand, sondern in Gemeineigentum standen und ihr eigentlicher Eigentümer Mutter Erde bzw. die sie repräsentierende Göttin ist.

Dabei läßt sich erkennen, wie die alten jägerischen Gedanken darüber, daß alles Wild der Großen Tiermutter und dem Herrn der Tiere gehört, die es ihrerseits ihren Kindern schenken, nämlich den Menschen, langsam umformten: Aus der Allmutter, in der Artmütter für Menschen und die verschiedenen Tiere immer mitgedacht sind, wird ›Mutter Erde‹, die Getreide und Feldfrüchte hervorbringt. Aus dem Herrn der Tiere wird ein Himmels- bzw. ein Wettergott, der im eigentlichen Eurasien vor allem Sturmgott ist und damit ambivalent. Himmel und Erde werden als ›Heiliges Paar‹ verehrt; manchmal als Frau/Gatte, manchmal als Sohn/Mutter, wobei der Kult jedoch überwiegend der Mutter- bzw. weiblichen Gottheit gilt. Repräsentiert sind diese jenseitigen Wesen auf Erden durch die Priesterin und den Priester.

Die ersten Tempel sind nicht nur die ersten Vorratsspeicher, sondern auch die ersten Bildungsstätten. Denn alle neuerfundenen Künste und Fertigkeiten, vor allem die erblühenden Handwerke (Mühlen- und Bewässerungstechnik, Kalenderwesen mittels Steinsetzungen, die Anfänge von Schrift und Rechenkunst) haben ihren Ursprung dort und werden im Tempel gelehrt. Schifffahrt und, in steigendem Umfang, Fernhandel entwickeln sich.

Die Ortschaften sind Dörfer und kleine Landstädtchen, von Feldern umgeben. Es muß sich um eine friedliche Welt gehandelt haben, weil die frühen Siedlungen zumeist nicht gegen menschliche Feinde gesichert sind. Für ein, zwei Jahrtausende haben Menschen in solchen Lebensverhältnissen offenbar ein glückliches Dasein verbracht. Seßhaftigkeit wurde Mode: Das uralte Gilgamesch-Epos, das leider nur trümmerhaft überliefert ist, erzählt aus dem Zweistromland um die Flüsse Euphrat und Tigris, daß Held Gilgamesch, der Städter, den hauslos schweifenden Jäger Enkiddu einlädt, die Wildnis zu verlassen und seßhaft zu werden, indem er ihm von den Annehmlichkeiten des Stadtlebens vorschwärmt. Neue Formen sozialer Intelligenz manifestieren sich in einer erweiterten Form des Miteinanders, das für alle ersprießlich ist. Ehe darauf eingegangen wird, wie und wodurch sich dies im

Zeitablauf zum Negativen hin verändert hat, soll nun die hohe damalige Bedeutung der weiblichen Sexualität dargelegt und in ihren kultisch-sozialen Bezügen erläutert werden, wie sie sich anhand von Funden aus jener Epoche und der ihr vorausgegangenen darstellt.

II. Die Puppe in der Puppe

In Ethnologie und Volkskunde kennt man den Begriff des ›abgesunkenen Kulturgutes‹. Damit sind Gegenstände, Bruchstücke von gebundener Rede oder Beschäftigungen gemeint, die heutzutage oder in der jüngeren Vergangenheit bloß noch entweder als schierer Aberglaube oder aber – und häufiger – im Kinderspiel erhalten geblieben sind. Als Beispiele seien genannt: Das ehemals oft kultische Ballspiel, das mit Hilfe von komplizierten Wurfarten als Orakel diente, das ›Himmel-Hölle‹-Hüpfspiel oder viele der fast sinnlos klingenden Abzählreime, die vor zweitausend Jahren etwa Zaubersprüche oder Ritualtexte gewesen sind. Und im uns hier interessierenden Fall tritt nun die russische ›Puppe in der Puppe‹ ins Bild, auch Matka oder Babuschka genannt. Sie gilt als um so echter und schöner, je mehr Püppchen im ›Bauch‹ der äußeren Holzpuppe verborgen sind, und sofern es sich um eine originale Matka handelt, besitzt die innerste und kleinste Puppe die Gestalt eines Wickelkindes, eines Babys. Unsere geschnitzte Matka repräsentiert nämlich, zum Kinderspielzeug abgesunken und in ihrer ursprünglichen Bedeutung nur noch von Fachleuten verstanden, jene steinzeitliche ›Allmutter‹, von der vorhin die Rede gewesen ist, und darum wurde sie für diesen Abschnitt als Titelfigur gewählt.

Die Allmutter ist, modern ausgedrückt, das Prinzip des Prokreativen. Für die Menschen der Frühzeit war sie aber nicht nur ›Prinzip‹ überhaupt, was ja soviel wie ›Anfang‹ heißt, sondern galt als leibhaftig vorhanden und allüberall anwesend: Sie war ja die Erde selbst im ganz gegenständlichen Sinne. Höhlen waren ihre Geburtsöffnungen und überhängende Felsspitzen ihre Klitoris, Flüsse ihre Adern, Berge – auf denen im Idealfall eine Quelle entsprang – ihre Brüste. All dies hat sich in unserer noch heute bekannten, wunderbar schlichten Wortwendung von ›Mutter Erde‹ erhalten.

Mutter Erde hat die Menschen hervorgebracht; erscheint sie ihnen in Menschengestalt, dann tut sie das natürlich als Frau. Und jede einzelne Menschenfrau ist als Abbild des göttlich Prokreativen nicht bloß Symbol der Göttin, sondern ein Teil von Mutter Erde selbst. Dasselbe gilt für Tiere, deren Mütter darum artspezifisch tiergestaltig vorgestellt werden. Es gibt die Rentiermutter, die Mutter der Wildziegen, der Seetiere usw. Natürlich gibt es auch Vogelmütter. Noch im rezenten Schamanismus ist die ›Schamanenmutter‹ vogelgestaltig und brütet die Schmanenanwärter in Nestern aus, die auf den Zweigen des Weltbaumes sitzen.

Das Rot des Blutes gilt als heilige Farbe. Man gewinnt seine ›Substanz‹ aus einer Erdart, dem roten Ocker, womit Wände bemalt, Gebrauchs- und Kultgegenstände verziert und Kranke zur Heilung eingerieben werden. Auch für die Toten ist es wichtig, denn als Geburts- und Menstruationsblut verstanden, wird es den Verstorbenen dazu verhelfen, im Erdinneren zu neuer Geburt durch eine Menschenfrau zu reifen. Oft wurden Leichen ausgesetzt, damit Wetter und Tierfraß den Zersetzungsprozeß beschleunigten; anschließend bestattete man die mit Ocker bestreuten Gebeine, um die Wiederkunft des Betreffenden zu erleichtern. ›Skelettmagie‹ heißt dieser Brauch in der Völkerkunde, aber in Wahrheit handelte es sich um ein vorwissenschaftliches Erklärungsmuster für den Glauben an stetes Werden und Vergehen, d. h. um Religion. Bräuche um Knochen von Wildtieren oder Fischen haben sich in jägerischen Ethnien bis zur Gegenwart erhalten, sie sollen nach übereinstimmenden Erklärungen der betreffenden Stämme dazu dienen, »daß die Tiere immer viel bleiben«.

Schon früh muß sich in Eurasien die Vorstellung gebildet haben, daß alle Lebewesen eine Seele haben, d. h. eine Wesensessenz, bei deren Verlust Lebensgefahr droht. Sie ist mit dem sichtbaren, sterblichen Körper verbunden, aber nicht identisch. Übrigens kennen keineswegs alle Völker der Welt eine nachtodliche Zwei- oder Mehrteilung von Leib und Seele; bei vielen glaubt man statt dessen an eine gespenstische Weiterexistenz des verwesenden Körpers als ›lebender Leichnam‹. Die Frühmenschen in den Breiten unserer Heimat

glaubten daran, daß durch Konsekration des Skeletts im Leib von Mutter Erde Menschenfrauen zum leiblichen Wiedergebären neuer Menschen befähigt seien. Mit anderen Worten: Der Leib ist sterblich, die Seele stirbt niemals. Die Seelen der Neugeborenen oder genauer: Wiedergeborenen steigen aus Gewässern empor, die deshalb in die Obhut weiblicher Mächte gestellt sind. Die Allmutter besitzt selbstredend viele weibliche Emanationen, die alle sie selbst, aber jeweils für verschiedene Aufgaben verantwortlich sind. Weibliche Genien mit Vogelköpfen bringen die Seelen der Kinder zu ihren späteren Müttern, in deren Leib sie eingehen und von denen sie mit ihrem neuerstehenden materiellen Leib umkleidet werden. Denn auch unser Storch aus Kindertagen, der die Babys mit seinem langen Schnabel aus einem Teich fischt und zu der ausersehenen Mutter bringt, gehört zum Bereich des erwähnten abgesunkenen Kulturguts. Weibliche Gottheiten erscheinen den Gläubigen – übrigens bis heute! – vorzugsweise in Grotten, Höhlen und an Quellen, und ihr Kult oblag selbstverständlich Frauen. Manchmal traten weiblichen Kulturen angeblich »geschlechtsgewandelte« Männer bei, um am religiösen Leben teilzuhaben. Daß der Totenkult weibliche Domäne war, versteht sich im Licht einer solchen Jenseitsvorstellung von selbst.

Welch hohe Bedeutung die Frau in Religion und sozialem Leben der Steinzeit gehabt hat, erweist sich an den inzwischen massenhaft gefundenen Frauenfiguren und -figürchen jener Epoche, denen bloß eine Handvoll eindeutig männlicher gegenübersteht. Die Forschung hat sich um das Faktum dieser zahlenmäßigen Relation bisher zu meist mit ausgesprochen als Verlegenheitserklärungen anzusehenden Deutungen herumgedrückt. Frau braucht nicht lange, um sich auszumalen, welche Schlüsse die Gelehrtenwelt wohl gezogen haben würde, sofern es sich bei den steinzeitlichen Menschenbildnissen mehrheitlich um solche von Männern gehandelt haben würde. . . . Bei moderneren Autoren beginnt diese Fehlsicht jedoch langsam einer objektiveren Interpretation im oben dargelegten Sinne zu weichen.

Das ganze Denkmuster, das hier nur extrem knapp umrissen wird, gibt im Grunde keinen Hinweis darauf, daß die betreffenden

Menschen die Zusammenhänge zwischen Zeugung und Geburt gekannt hätten. Das ist auch gar nicht so eigenartig, wie es heutzutage für viele klingen mag: Es erfolgt ja beileibe nicht auf jede Kopulation eine Konzeption. Manche Frauen, die häufig Sex haben und deshalb oft schwanger werden müßten, kriegen überhaupt keine Kinder, obwohl sie sich sehnüchtig welche wünschen. Andere treffen bloß alle Jahre mal mit einem Mann zusammen und sind dennoch sozusagen dauernd schwanger. Hier von einem doch eigentlich augenfälligen Ursache-Wirkungs-Feld zu sprechen, würde von dem an sich großen Beobachtungsvermögen der frühen Menschheit einfach etwas damals nicht zu Leistendes verlangen: Nämlich ein präzises Wissen um Naturvorgänge, das uns selbst erst vor knapp zweihundert Jahren zuzuwachsen begann. Denn erst von da ab konnten wir mit Hilfe des Mikroskops das bisher dem natürlichen Sehvermögen des menschlichen Auges verborgene Naturgeschehen als nunmehr empirisch wahrzunehmenden Befund sichtbar machen und analysieren. Dies Faktum pflegt, wenn man davon berichtet, auf ungläubiges Staunen zu stoßen; die meisten denken, die Zusammenhänge zwischen Zeugung und Geburt seien seit eh und je bekannt gewesen.

Wenn aber Mutter Erde als Frau (und als solche in jeder Menschenfrau präsent, ebenso wie jede Menschenfrau Teil von Mutter Erde ist samt all deren übermännlichen Kräften) die Aufgabe der Prokreation neuen Lebens aus sich selbst heraus und ohne männliche Mitwirkung vollbringt, dann liegt es an diesem Punkt natürlich nahe, zu fragen, wie in einer so weiblich ausgerichteten Kultur denn die Stellung der Männer war.

Um es vorwegzunehmen: Jene dargelegte ›kultische Dominanz‹ der Frau ist kein Matriarchat oder Feminat gewesen; zu der Sozialstruktur, die wir heute ›Patriarchat‹ nennen, hat es niemals ein weibliches Pendant gegeben. In dieser Studie wird darauf verzichtet, die vielen wissenschaftlich-ideologischen Irrtümer und gewaltsamen Fehldeutungen ethnologischer und archäologischer Befunde abzuhandeln, die zur ›Entdeckung‹ (besser wäre: Erfindung) eines ›Matriarchats‹ geführt haben. Gegeben hat es aber anderes, das die männliche Forschung bislang leider zumeist sträflich vernachlässigt

hat, und dies zu analysieren scheint fruchtbarer. Denn die Diskussionen um ein fiktives vorzeitliches »Matriarchat« sind ja nicht Resultate wissenschaftlicher Überlegungen gewesen, sondern Begriffsmanifestationen des Geschlechterkampfes, wie er sich der feinen Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts und der Jahrhundertwende vom rein männlichen Standpunkt aus darstellte: Überall ist man befangen, weil man überall Partei ist. Nichtsdestoweniger sind einige der Befunde, worauf die alten Ethnologen und Soziologen (und Sozialisten) ihre falschen weltumspannenden Theoreme aufbauten, tatsächlich wahr und in der Realität bei einigen Naturvölkern heute noch vorfindbar, nur müssen sie besser gedeutet werden als vordem, nämlich objektiver. Und insofern sollte eher von maternalen denn von matriarchalen Kulturelementen gesprochen werden, wenn man solch kulturell-soziale Zusammenhänge unter globalem Aspekt anspricht. »Matrifokal«, wie jüngst vorgeschlagen, ist im Grunde auch bloß ein Behelf, weil eben bei all den in Rede stehenden Kulturen keineswegs allein das Mütterliche im Vordergrund steht, sondern in generalisierender Weise das Weibliche überhaupt. Denn Weiblichkeit besitzt dort ja auch dann jenen besonderen Bezug zum Prokreativ-Wirkmächtigen, wo das betreffende weibliche Wesen zu jung oder zu alt zur Mutterschaft ist.

Jedenfalls zählen zu den kulturellen Zügen, um die es hier geht, zusammengefaßt etwa folgende, die heute nurmehr selten irgendwo alle gleichzeitig auftreten:

In der Erbfolgeregelung wird die mütterliche Linie gewählt, Kinder gehören stets zur Mutterseite. Eigentum, gelegentlich auch Rechte werden in der mütterlichen Linie vererbt (entweder von der Mutter auf die Tochter oder vom Mutterbruder auf den Schwestersohn). Es herrscht sog. matrilocale Wohnfolge, d. h. der Ehemann tritt in die Sippe der Frau ein und wohnt dort. Bei beiden Geschlechtern herrscht voreheliche sexuelle Ungebundenheit, bei den Mädchen weitgehende Freiheit in der Gattenwahl und große Selbständigkeit in der Ehe mit leichter Scheidungsmöglichkeit für die Frau. Die weibliche Stellung in Kult und Religion ist relevanter als die der Männer. Der biologische Vater gilt als mit seinen Kindern nicht ver-

wandt; seine Stelle nimmt, was Erziehung und Fürsorge betrifft, der Mutterbruder ein: Er ist der soziale Vater für alle Kinder seiner Schwester, auch wenn diese von verschiedenen Vätern stammen.

So ähnlich, auf jeden Fall vergleichbar, dürfen wir uns die sozialen und familialen Verhältnisse in weiblich bestimmten frühen Kulturen vorstellen, womit auch bereits gesagt ist, daß darin die männlichen Aufgaben nicht bloß durchaus wichtig, sondern unverzichtbar gewesen sind, aber eben anders gesehen wurden als heute. Die mit Abstand wichtigste männliche Aufgabe war die des Schutzes von Frau und Kindern vor tierischen und – später – auch menschlichen Feinden und nicht die damals eben noch gar nicht erkannte biologisch-zeugende Funktion.

In einem späteren Abschnitt wird davon die Rede sein, wie ab einem bestimmten Zeitpunkt weibliche Sexualität nur mehr durch die des Mannes respektive über den Mann als quasi ›Gattung‹ definiert wurde. Als eigenständiger Bestandteil des weiblichen Lebenszusammenhangs wird sie dann entweder strikt geleugnet oder aber als total böse und übelwollend begriffen. In der Frühzeit hingegen ist weibliche Sexualität durch Frausein definiert worden (was nur uns Nachgeborenen mit unserem gewandelten Naturverständnis wie eine Tautologie vorkommt), und Frausein war identisch mit dem Besitz der Fülle des Seins. Die Allmutter spendete ihren Kindern sowohl Nahrung als auch Leben, weil, von ihren ›Adern‹ gespeist, die Pflanzen immer neu nachwuchsen und die erjagten Tiere und verstorbenen Menschen nach Konsekration im (Erd-)Mutterleib durch Menschen- und Tierfrauen neugeboren wurden. Insofern mußten Menschen als Personen zwar sterben, und als geliebte Mitglieder der Eigengruppe vermißte und betrauerte man sie. Aber sie waren nicht für immer fort und aus der Welt verschwunden, es gab Wiederkehr.

Um sie zu gewährleisten, war es Pflicht der Menschen, Mutter Erde zu unterstützen und sie glücklich zu machen, und glücklich wurde sie durch harmonische Sexualität. Zu diesem Gedanken gehört keine Spekulation, sondern hier kommt die vielerwähnte Gleichsetzung ›Frau – Erde‹ (und umgekehrt) zum Tragen: Sexuell